



NATALIE
BAKOPOULOS

ZIKADEN
SOMMER

ROMAN

INSEL

insel taschenbuch 4855
Natalie Bakopoulos
Zikadensommer



NATALIE BAKOPOULOS

ZIKADENSOMMER

ROMAN

Aus dem amerikanischen
Englisch von Katharina Förs

INSEL

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Scorpionfish* bei Tin House,
Portland, Oregon 2020. Copyright © 2020 Natalie Bakopoulos

Für Jeremy

Erste Auflage 2021

insel taschenbuch 4855

Deutsche Erstausgabe

© Insel Verlag Berlin 2021

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch

Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlaggestaltung von Designbüro Lübbecke Naumann
Thoben, Köln, unter Verwendung des Originalumschlags
mit einer Illustration von Aniko Aliyeva, Budapest
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68155-7

Unser gesamter Körper ist wohl oder übel die Bühne einer Wiederauferstehung der Toten, während wir selbst auf den eigenen Tod zusteuern. Wir sind, wie Sie sagen, alle miteinander verbunden. ... Ob in der größten Einsamkeit oder in der Fülle sich überstürzender Ereignisse, ob in Sicherheit oder in Gefahr, ob unschuldig oder korumpiert, wir sind die Menge der Anderen.

Elena Ferrante, *Frantumaglia*

TEIL EINS

MIRA

Die kleine Zweizimmerwohnung, in der ich bis zu meinem fünften Lebensjahr gewohnt habe, liegt am Nordhang des Lykabettus, zwischen den Ortsteilen Ambelokipi und Neapoli. Zum ersten Mal seit der Beerdigung meiner Eltern einige Monate zuvor wieder in Athen zu sein, fühlte sich bei meiner Ankunft gleichzeitig unreal und so real an, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Es war, als hätte mein durchlässiges, vom Jetlag gepeinigtes Selbst sich in diesen Raum entleert.

Aris arbeitete diese Woche in Brüssel, und obwohl ich direkt in seine Wohnung hätte fahren können, tat ich es nicht. Zwar hatte ich vorgehabt, bei ihm zu wohnen, aber ich musste noch die Wohnung meiner Eltern räumen, bevor ich sie vermieten konnte. Als ich zur Beerdigung gekommen war, hatte ich es nicht über mich gebracht, auch nur in die Nähe der Wohnung zu kommen. Ich hatte erwartet, dass Aris Einwände erheben würde, aber er hatte lediglich gefragt: »Bist du sicher, dass du dort allein sein willst?« Ich hatte entgegnet, es würde schon gehen, aber sicher war ich ehrlich gesagt nicht.

Tatsächlich war ich so lange nicht mehr in dieser Wohnung gewesen, dass der Taxifahrer beim Ausladen des Gepäcks meine Verwirrung bemerkt haben muss, denn er fragte: »Ist das auch die richtige Adresse?« Ich bejahte, zögerte aber. Dann erkannte ich die Wohnung im Erdgeschoss, bei der, wie in meiner Kindheit, die Fensterläden offen standen. Ich hätte vom Gehweg aus direkt hineinspringen können.

Ich hielt meinen Schlüsselbund wie eine Laterne. Es dunkelte bereits, und aus irgendeinem Grund – Krise, Nachlässigkeit – war die Straßenbeleuchtung abgeschaltet. Der Schlüssel zur Wohnung – ein großer Sicherheitsschlüssel im alten Stil – war leicht zu erkennen, aber den für den Hauseingang fand ich nicht. Die übrigen Schlüssel gehörten zu Aris' Wohnung, dem Haus auf der Insel und irgendwelchen anderen Orten.

Drinne ging ein Licht an, und ein großgewachsener Mann, vielleicht Anfang fünfzig, kam mit Kopfhörern und im Laufdress die Treppe herunter. Er öffnete mir die Eingangstür. Ich dankte ihm, als hätte ich einfach nur die Hände voll. Daraufhin half er mir, meinen Koffer die ersten paar Stufen vom Foyer zum Aufzug zu schleppen. Heute noch rieche ich den seifigen Duft der Rhododendren neben den Briefkästen, vermischt mit einem Hauch seines Grapefruit-Parfüms.

Ich folgte ihm und blieb dann am Fuß der Marmortreppe stehen. Er, den ich später als den Kapitän kennenlernen sollte, stellte mein Gepäck in den Aufzug und fragte mich nach dem Stockwerk. Ins dritte, sagte ich ihm, woraufhin seine Miene Überraschung verriet. »Oh«, sagte er. »Wir sind Nachbarn.«

Wie hatte er mich wohl bei dieser ersten Begegnung wahrgenommen? Wie hatte ich ihn wahrgenommen? Es fällt mir schwer zu rekonstruieren, wie viele Details ich damals wirklich bemerkt und welche ich später hinzugefügt habe. Wir haben wohl griechisch gesprochen, obgleich wir uns später auch auf Englisch unterhielten. Habe ich die leise Musik aus seinem Kopfhörer gehört? Mir fällt etwas ein, das ich bisher vergessen hatte: Bei unserem ersten Kontakt durchzuckte

mich ein Wiedererkennen, eine Art wortloses Wissen, ein Gefühl, das Überraschung und Unausweichlichkeit gleichzeitig umfasste.

Ich dankte ihm, und als er ging, schickte ich die Koffer nach oben – der Aufzug war zu klein für mich und das Gepäck – und ging die Treppe hinauf. Alles kam mir kleiner vor als in meiner Erinnerung, aber die seltsam vertrauten Stufen hinaufzusteigen, schaltete eine Art Heimatinstinkt ein. Als würden meine Arme von einer Kraft außerhalb meiner Selbst gesteuert, drehte ich den klobigen Sicherheitsschlüssel im Schloss und schob die Tür auf.

Dass meine Mutter kurz vor ihrem Tod begonnen hatte, die Wohnung umzugestalten, war mir entfallen, ebenso, dass es auch davor schon anders ausgesehen hatte als in meiner Jugend. Das Wohnzimmer war immer noch luftig, die Decken hoch, das Parkett honigfarben. Der Anstrich hingegen war neu – ein mattes Beige, akzentuiert mit weißen Kranzprofilen. Einfache Vorhänge vor den Glastüren zu den Balkonen, neue Fensterläden. Die früher eher enge und dunkle Küche war modernisiert worden, zum Esszimmer hin öffnete sich nun eine Durchreiche mit Hockern und Serviertheke. Die Schränke waren neu, weiß und glänzend, ebenso die Arbeitsflächen in Butcherblock-Optik. Auch der Kühlschrank war neu, doch daran hafteten touristische Magnete, die meine Mutter ziemlich unerklärlicherweise bei Souvlaki-Buden überall im Land gesammelt hatte.

Von den Bildern und Fotos an den Wänden, an die ich mich erinnerte, waren nur noch zwei da: ein gerahmter Druck der gesamten *Göttlichen Komödie* – alle hundert Gesänge in winziger, kaum lesbarer Schrift – und ein großes Gemälde von Nefeli. Es gehörte zu einer Serie von Variationen über

eine alte Kirche am Meer, hatte einst in unserem Esszimmer in Chicago seinen Platz gehabt und hing jetzt hier, über dem Esstisch. Meine Eltern hatten es mitgebracht, als sie zum letzten Mal nach Griechenland gekommen waren. Die große Kirchentür war offen, und im Eingang stand, dem Betrachter den Rücken zugewandt, eine Frau mit dunkler Haarmähne. Kaum wahrnehmbar, da sie mit dem dunklen Hintergrund verschwamm. Von weitem hielt man das Gemälde einfach für ein düsteres Kirchenbild. Manchmal bildete ich mir ein, das Mädchen würde sich bewegen; irgendwann war ich überzeugt, dass nur ich es sehen konnte.

Obwohl ich jedes Jahr nach Athen gekommen war, hatte ich die Wohnung nicht mehr betreten, seit die ältere Schwester meines Vaters, Haroula, noch gelebt und dort gewohnt hatte; in den vergangenen sieben Jahren hatte ich stets bei Aris logiert. Nach Haroulas Tod hatten meine Eltern die Wohnung vermietet; sie kamen meist nur im Sommer und zogen es dann vor, auf N., der Insel, von der meine Mutter stammte, Quartier zu nehmen. Doch im vergangenen Sommer hatte meine Mutter angefangen zu renovieren – vielleicht, weil sie vorhatte, ihr Alter zwischen N. und Athen zu verbringen, und hoffte, meinen Vater zur Rückkehr nach Griechenland bewegen zu können. Assimilation war für sie gleichbedeutend mit Tod.

Ich rief Aris in Brüssel an, um ihn wissen zu lassen, dass ich gut angekommen war. Er entschuldigte sich erneut für seine Abwesenheit und fragte nach der Wohnung. Ich erzählte ihm von der neuen Küche, der frischen Farbe an den Wänden und der schlichten Möblierung. Er wirkte erleichtert.

Kurz bevor wir auflegten, platzte es aus ihm heraus: »Bleib tapfer!«, was ich hätte seltsam finden können, wenn ich

nicht immer noch um meine Eltern getrauert hätte. Seine vertraute Stimme beruhigte mich, obgleich mir eine Traurigkeit den Hals zuschnürte, die ich damals nicht richtig einordnen konnte.

Nur wenige Hinterlassenschaften meiner Eltern waren zurückgeblieben. Da waren der Plattenspieler – eine kleinere Version von dem, den wir in Chicago gehabt hatten – und mehrere Beistelltische. Doch unter dem Waschbecken im Badezimmer fand ich eine Sammlung meist leerer Flaschen, in denen alkoholische Getränke gewesen waren – das Arsenal meiner Mutter. Eine nahm ich in die Hand, drehte die Metallkappe auf, roch einen Hauch von Wodka. Ich fuhr herum mit dem Gefühl, sie würde mich beobachten. Meine Mutter, immer auf unterschwellige Weise präsent.

Ich bewegte mich durch mein ehemaliges Zuhause, als könnte ich durch Wände gehen. Mein früheres, mein gegenwärtiges und mein zukünftiges Selbst verhandelten um diese Räumlichkeiten, stießen sich die Schultern an und stolperten über Füße.

Die Schränke waren, abgesehen von ein paar Aufbewahrungskästen, nahezu leer. Ich war überrascht, Papiere und Aufzeichnungen aus der Zeit meines Ethnographie-Studiums zu finden. Damals hatte ich mit Bewohnern der Insel gesprochen, die während der Diktatur die Besetzung durch die Nazis miterlebt hatten, und ihre Geschichten schriftlich festgehalten. Dabei hatte ich erst Aris' Vater, den Romancier, und später Aris selbst kennengelernt. Jene erste Begegnung mit Aris und das, was danach kam – das ist die Liebesgeschichte, die wohl die meisten gerne hören würden.

Den Kapitän traf ich am nächsten Tag wieder.

Wegen des Jetlags blieb ich fast den ganzen Vormittag im Bett, und seltsamerweise fröstelte ich. Wie man die Heizung anstellte, fand ich nicht heraus. Der Thermostat schien nur Dekorationszwecken zu dienen. In einer Ecke des Wohnzimmers stand ein riesiges Monstrum, irgendein Heizgerät, das ich aber ebenso wenig zu benutzen wusste. Dabei war die unerbittliche Winterkälte in Athen natürlich keinesfalls mit der in Chicago zu vergleichen. Im Januar hätte ich damit gerechnet, aber nicht jetzt, Anfang Mai.

Als ich es schließlich schaffte, aufzustehen, öffnete ich die Balkontür und trat hinaus in die spätvormittägliche Sonne. Die Wohnung lag im dritten Stock, doch da das Gebäude an einen Hang gebaut war, lag der Hof fünf oder sechs Stockwerke unter mir. Von hier oben blickte ich geradewegs in die Baumkronen – eine schöne Mischung von Zitronenbäumen, Bitter-Oleander und *mousmoulia*, deren mispelähnliche Früchte mich an das Haus meiner Großeltern in Halandri erinnerten. Der Gartenbereich wurde von dem älteren Paar, das die beiden unteren Etagen bewohnte, perfekt in Schuss gehalten. Der Mann kehrte den Hof, und von irgendwo drinnen hörte ich seine Frau reden. Ich erkannte ihre Sprachmelodie, und mir wurde bewusst, dass diese beiden nun schon fast vierzig Jahre oder vielleicht sogar länger hier wohnten. Seit meiner Kindheit. Aus einer anderen Wohnung hörte ich ein leises, gedämpftes Gespräch, aus Nachbargebäuden Kinderstimmen und das Klopfen eines Hammers. Straßenlärm war praktisch nicht wahrnehmbar, und es war überraschend ruhig – Blätterrascheln, Vogelgezwitscher.

Der Kapitän und ich hatten einen gemeinsamen Balkon zum Hof hinaus, zwischen uns eine dicke Wand aus blick-

dichtem Glas, ein architektonischer Schleier, hinter dem ich ihn nun hin und her gehen hörte. Ich sah ihn nicht, spürte aber seine Gegenwart. Er seufzte tief, und einen Augenblick lang dachte ich, er würde etwas sagen. Doch dann war es meine eigene Stimme, die die Brücke schlug.

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie belästige«, sagte ich in meinem höflichsten Griechisch. »Aber könnten Sie mir vielleicht zeigen, wie man die Heizung anstellt?«

»Es gibt keine Heizung.« Die Hausgemeinschaft habe entschieden, in diesem Winter ohne Heizung auszukommen, erklärte er. Die Kosten seien zu hoch. »Aber eine solche Kälte ist in dieser Jahreszeit sehr selten«, fügte er tröstend hinzu, und dass es in den kommenden Tagen wärmer werden solle.

An meinem Schweigen merkte er, dass ich das nicht gerade tröstlich fand. »Ich habe ein paar Heizgeräte«, fügte er hinzu. »Wollen Sie eines davon?«

»In meinem Wohnzimmer steht auch eins«, sagte ich. »Aber ich habe Angst davor.«

Er lachte, entschuldigte sich jedoch sofort und bot an, sich das Gerät anzusehen.

Wenig später stand der Kapitän zögernd auf der Schwelle und sah sich um. Sein Blick schweifte über meinen Tisch: die Tasse mit dem kalt gewordenen Kaffee, ein halb ausge-trunkenes Bier, eine Tafel Schokolade, meine Bücher und Stifte und Papiere sowie der Laptop. Meine beiden Koffer, von denen einer geöffnet mitten im Esszimmer stand. Der Mann war größer, als ich in Erinnerung hatte, und mir wurde bewusst, dass ich ein bisschen lächerlich aussah – meine Haare bedeckte ein Marinekäppi, und ich trug einen zu großen Fischerpullover meines Vaters, den ich in einer Schub-lade gefunden hatte.

Seine Augen blieben an dem frühen Gemälde von Nefeli über dem Tisch hängen. »Vor vielen Jahren hat sie hier gewohnt«, sagte er. »Sie war mit meinem Vater befreundet. Eine bekannte Künstlerin.«

Meine eigene Beziehung zu Nefeli enthüllte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht – warum, ist mir selbst nicht klar. Allerdings sollte ich später erfahren, dass er vieles davon sowieso schon wusste. Dass mein Vater und Haroula, Nefelis Geliebte, Geschwister waren. Dass Haroula ihre Homosexualität vor meinen Großeltern geheim gehalten hatte, trotz all der Jahre, die sie und Nefeli in dieser Wohnung zusammengelebt hatten – eine Tatsache, die ihnen wohl trotzdem bekannt war, die sie sich aber zu akzeptieren weigerten. Ich habe zugegebenermaßen wenig Ahnung vom griechischen Erbschaftsrecht, erinnere mich jedoch daran, dass Eigentum eigentlich zu gleichen Teilen an die Kinder vererbt wird. Einige teilen das Erbe unter sich auf, und dieses oder jenes geht in ihren Besitz über. Haroula allerdings starb ohne irgendeinen Besitz. Besitz interessierte sie nicht, sie lehnte ihn ab. »Mittellos wie Sotiria Bellou«, pflegte Aris' Vater, der Romancier, zu sagen. In seinem Haus auf der Insel hängt ein Foto, das die drei zeigt: ihn und Haroula und Nefeli, wie sie um einen Tisch tanzen. Haroula hat den Kopf lachend zurückgeworfen, Nefelis Gesicht ist von einem Vorhang schwarzen Haares verdeckt.

Ich bot dem Kapitän etwas zu trinken an, Kaffee, aber er lehnte ab. Ich zeigte ihm das eigentümliche Gerät im Wohnzimmer.

»Kerosin«, sagte er. Dann erklärte er mir, wie man ihn anfeuerte, und ich sah aus sicherem Abstand zu, als könnte der Ofen uns anfallen wie ein wildes Tier. Schließlich ging er

durchs Zimmer und öffnete die gläserne Schiebetür zum Balkon. »Die muss einen Spalt offen bleiben«, warnte er mich, »sonst ist es gefährlich.«

»Kohlenmonoxid«, fügte er auf Englisch hinzu.

Ich spähte in das Gerät, betrachtete die Flamme. Wie nah konnte ich mich wohl herantrauen, ohne mich zu verbrennen? Ich rieb meine Arme, umarmte mich selbst. »Vielleicht ziehe ich erst einmal mehrere Schichten übereinander.« Ich sprach nun ebenfalls englisch. Dass er damit angefangen hatte, betrachtete ich als Einladung.

»Es ist wirklich okay. Lassen Sie bloß das Fenster einen Spalt offen, zum Lüften. Im Nu wird das ganze Zimmer warm sein. Und noch einmal, diese Kältewelle geht vorüber.«

Als er zur Tür ging, fragte ich, wie lange er hier schon lebe. Er zögerte. Ich hatte nicht erwartet, dass das eine schwierige Frage sein könnte. »Die Wohnung gehört schon lange meiner Familie, aber ich bin erst vor kurzem wieder hergezogen.«

»Ich ebenfalls«, erwiderte ich, ohne zu fragen, von wo er zurückgekehrt war. Auch er stellte die Frage nicht. Ich überlegte, ob ich ihm erneut etwas zu trinken anbieten sollte – penetrant sein, wie es für die Griechen typisch ist, die unzählige Male fragen –, tat es aber nicht.

*

Dieses Haus unbemerkt zu betreten oder zu verlassen, war unmöglich, und am Nachmittag hallte im Treppenhaus das Echo von Stimmen und Schritten, das Summen des alten Aufzugs, das laute Klirren von Schlüsseln. Der Jetlag machte mir dieses Mal wirklich zu schaffen, und ich konnte mich

kaum bewegen – eine Art Erstarrung hatte sich meiner bemächtigt. Ich fühlte mich noch nicht in der Lage, irgendjemanden zu treffen, nicht einmal Nefeli – so, als wartete ich darauf, zuallererst Aris zu sehen, als würde er meine Verbindung zum Rest der Stadt darstellen. Trotzdem beschloss ich irgendwann, hinauszugehen, wenn auch nur, um ein bisschen die Wohnung zu verlassen, bevor die Sonne unterging. Draußen war es wärmer als im Haus.

Auf dem Heimweg kam ich an dem kleinen *periptero* gegenüber vorbei. Es war nicht der übliche frei stehende Kiosk, sondern ein winziger Laden. Höchstens zwei Personen konnten dort gleichzeitig eintreten. »Myroula?«, rief mir eine Stimme zu, als wäre ich immer noch die Fünfjährige von damals. Ich konnte kaum glauben, dass Sophia, die Italienerin, das Geschäft immer noch führte. Heute trug sie Violett – violette Jeans, einen violetten Pullover, violett-samtene Ballettschläppchen. Auch der Lidschatten war violett. Ihr hatte der Laden schon gehört, als ich noch nicht einmal geboren war.

Sie küsste mich, um mich dann eine Armlänge von sich wegzuschieben und zu begutachten. Bei unserer letzten Begegnung war ich in den Zwanzigern gewesen und hatte Haroula und Nefeli besucht.

»Ich war so traurig, als ich es erfuhr«, sagte sie. »Werde sie nie vergessen.«

Ich nickte und bedankte mich. Und weil mir sonst nichts zu sagen einfiel, um mich aus ihrem Mitgefühl zu befreien, kaufte ich noch mehr Schokolade und ein paar weitere Flaschen Bier.

»Der Kapitän hat fast die gleichen Sachen gekauft«, sagte sie, als sie mir das Wechselgeld gab. »Und Zigaretten na-

türlich.« Sie blickte über meine Schulter zu unserem Haus hinüber, als wäre dort gerade der Kapitän aufgetaucht. »Die Amerikaner sind wirklich hysterisch, was das Rauchen angeht«, fügte sie hinzu, als wäre ich gleichzeitig eine von ihnen und doch nicht. »Hast du ihn schon kennengelernt?«, erkundigte sich Sophia. Es klang fast wie ein Vorwurf.

»Nicht wirklich.« Das war keine richtige Lüge. Er hatte mir noch nicht einmal seinen Namen gesagt.

»Ein Schiffskapitän, der allerdings nicht mehr arbeitet. In seiner Jugend hat er auch in Amerika gelebt. An irgendeinem kalten Ort, genau wie du.« Sophia sprach über alles und nichts. Mir fiel ein, dass sie einen Schlüssel zu unserem Haus besaß und wahrscheinlich auch zu den meisten der Wohnungen. Die Mieter hatten sie ihr anvertraut. Ich hatte meinen Schlüssel zum Gebäude immer noch nicht gefunden, also würde ich sie bitten müssen, mir ihren zu leihen.

Sophia erzählte mir nun alles, was sie sonst noch über den Kapitän wusste: dass er freundlich sei, aber zurückhaltend, dass er sehr wenig von sich erzähle, obwohl sie ihn seit Jahrzehnten kenne. Er habe zwei Kinder, Zwillinge, die allerdings bei der Mutter lebten. Sie hörte auf zu sprechen und beobachtete meinen Gesichtsausdruck. »Und du? Kinder?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wie schade«, sagte sie. »Warum wartet ihr Mädchen bloß so lange«, fügte sie hinzu. Fast den gleichen Satz hatte ich von dem Taxifahrer gehört, der mich im Rückspiegel gemustert hatte, um mein Alter zu schätzen. »Na ja. Du hast ja noch Zeit. *Me to kalo*.« Ich hatte nicht mehr viel Zeit, wenn überhaupt. Inzwischen bezeichnete man mich schon als »kinderlos« und sagte nicht mehr »ohne Kinder«. Wenn man älter wird, so meine Beobachtung, werden Dinge nicht mehr

als Potenzial betrachtet, sondern als Mangel. Und hier in Griechenland eine kinderlose Frau in einem gewissen Alter zu sein – na ja. Vielleicht waren Nefeli und ich uns darum so nah. Wir verstanden einander, das, worüber wir nie sprachen, verband uns.

Meine Eltern, meine Freunde, sogar Aris: Alle glaubten, ich hätte Ehe und Kinder wegen der Karriere hinausgeschoben. So einfach war es natürlich nicht. Ich mochte meine wissenschaftliche Arbeit, aber ich identifizierte mich nicht damit. Sie garantierte mir finanzielle Sicherheit. Ich war stolz darauf, gerade fest angestellt worden zu sein. Doch der Job war nicht Sinn und Zweck meines Lebens. Sondern was? Das war die große Frage.

*

Der Kapitän war, wie ich zu meiner Überraschung erfuhr, gerade erst von N. zurückgekehrt, der Insel, auf der meine Mutter unser Haus geerbt hatte, als ich zehn Jahre alt war, und die wir immer besuchten, wenn wir im Sommer nach Griechenland kamen. Mein Vater reiste dann nach drei Wochen wieder ab, meine Mutter – die ebenso wie ich Ferien hatte – und ich blieben meist den ganzen August. Es tat mir jedes Mal leid für ihn, dass er wieder arbeiten musste, doch inzwischen war mir klar, dass er gern ab und zu allein in Chicago war, kurzzeitig befreit von der Schwermut meiner Mutter.

»Der Vater des Kapitäns lebt dort«, sagte Sophia und meinte damit die Insel. »Ihr habt eine Menge gemeinsam.« Dann nahm sie mich am Arm und führte mich hinaus, wobei sie auf die Zigarette in ihrer Hand deutete. Wir setzten unser

Gespräch auf dem Gehsteig fort, während sie rauchte. Bald darauf kam der Kapitän um die Ecke. Er trug eine Zeitung in der Hand und hielt den Kopf gesenkt.

Sophia sah mich an, während sie eine Rauchwolke von uns wegblies, dann nickte sie in Richtung des Kapitäns. »Da ist er ja.«

*

Den Rest des Abends brachte ich damit zu, Bier zu trinken und die Schränke zu durchforsten, die bis zur hohen Decke hinaufreichten. Sie enthielten viel mehr, als ich gedacht hatte. Auf dem alten Victrola spielte ich laut alte griechische Schallplatten. Ich fand eine Schachtel mit meiner Babykleidung sowie drei weitere Gemälde von Nefeli, die wie Bücher in einem Regal standen. Diese Bilder hatte ich noch nie gesehen. Auch sie zeigten Frauen mit langen, schmalen Gesichtern, diesmal aber waren ihre Körper im Liebesspiel ineinander verschlungen. In einer kleinen Blechschachtel entdeckte ich einen Bund verwaister Schlüssel. Manches warf ich weg: eine Kiste voller alter Lumpen; angeschlagene Becher und Teller; ein paar Stücke weiches Leinen, die ein wenig modrig rochen; die Babykleidung.

Während ich diese Relikte aus der Vergangenheit ausgrub, empfand ich weder Nostalgie noch eine besondere Verbundenheit. Ich fühlte mich auf eine neue Weise leer, doch mein Versuch, den Grund für diese quälende Leere zu bestimmen, blieb erfolglos. Die Trauer war ein Teil von mir geworden, wie eine weitere Schicht Haut. Heute allerdings glaube ich, dass ich sowohl über das trauerte, was geschehen war, als auch über das, was nun kommen würde.

Eine der letzten Schachteln, die ich öffnete, enthielt eine Sammlung von Puppen, die in aufwändige griechische Tracht gekleidet waren. In meiner Kindheit hatten diese Puppen auf meiner Kommode gestanden, und nachts war mir gewesen, als bewegten sie die Arme und würden gleich losmarschieren. Sie machten mir Angst. Einmal hatte ich einige davon auf einen Bootsausflug mit Freunden meiner Eltern mitgenommen. Meine Eltern liebten zwar beide das Meer, fühlten sich aber auf Booten unwohl, und meine Mutter hatte sich Sorgen gemacht, ich könnte über Bord fallen, bis ihr schließlich so übel war, dass sie ihre Angst vergaß. Als niemand hinsah, griff ich in meinen Rucksack und zog die Puppen heraus, die ich mit Fallschirmen ausgestattet hatte: bestickte Taschentücher meines Vaters, die ich ihnen um den Hals band. Eine nach der anderen schleuderte ich ins Wasser. Ungefähr vier hatte ich schon geworfen, als mein Vater merkte, was ich da tat, und mir Einhalt gebot. Anschließend sahen wir beide zu, wie sie im Wasser tanzten. Die bestickten Taschentücher schwammen über ihnen oder breiteten sich hinter ihren Köpfen aus. Offenbar waren diese Puppen ein beliebtes Geschenk, und so hatten sich über die Jahre immer mehr angesammelt. Mindestens ein Dutzend lag durcheinander in der Schachtel. Ich stellte sie zurück in den Schrank. Etwas, das ein Gesicht hat, wegzuwerfen, brachte ich nicht übers Herz.